



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Willkomm, Ernst: Jugenderinnerungen : (Fortsetzung.) 3.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

3.



indern sind ganz unbedeutende Begebenheiten in der Regel von weit größerer Wichtigkeit als die ungeheuersten weltgeschichtlichen Vorgänge. Was unmittelbar auf das Gemüt des Kindes wirkt, was seine Phantasie in irgend welcher Weise beschäftigt, was ihm sinnlich gewissermaßen faßbar nahe tritt, das prägt sich seinem Gedächtnis unaustilgbar ein. Das dumpfe unterirdische Dröhnen, welches uns die Schlacht bei Bautzen verriet, habe ich nie wieder vergessen; ich weiß sogar heute noch genau die Stelle anzugeben, wo ich mich neben dem Vater auf die Erde legte, um dem unterirdischen Rollen zu lauschen. Die Leipziger Schlachttage und was sich daran knüpfte, weiß ich nur vom Hörensagen, und sie haben ebensowenig Eindruck auf mich gemacht wie die Gefangennahme des Königs Friedrich August, die doch in ganz Sachsen allgemeine Bestürzung erregte und in der Bevölkerung eine recht bittere Stimmung hervorrief. Erst die Rückkehr des Königs aus der Gefangenschaft, die uns eine Abbildung im Kalender versinnlichte, ward Anlaß zu Fragen und Antworten, welche uns jene trüben Tage für Sachsen lebhaft zurückriefen und auch in die Seelen der Kinder einen Tropfen Wermut träufelten, dem sich ein Gefühl von Zorn und ohnmächtiger Erbitterung heimischte.

Jenes Kalenderbild, an das meine Knabenerinnerungen nach der Rückkehr ins Vaterhaus zuerst wieder anknüpfen, veranlaßt mich zu einigen Bemerkungen, welche die damalige Auffassung der geschichtlichen Vorgänge scharf charakterisiren. Man wird sich kaum wundern, wenn ich behaupte, das Volk im ganzen und

großen habe zur Zeit der Napoleonischen Kriege noch kaum eine Vorstellung von Patriotismus gehabt. In Preußen mag es seit dem Unglückstage der Schlacht bei Jena anders gewesen sein; Sachsen aber, das durch Napoleon I. aus einem Kurstaat ein Königreich geworden war, das einen nicht zu unterschätzenden Machteinfluß durch seine geographische Lage ausübte, das an Bildung hinter keinem andern deutschen Staate zurückstand, manchen darin übertraf, Sachsen hatte vor dem Zuge des Franzosenkaisers nach Rußland nicht unmittelbar von den Schlachten des welterobernden Imperators zu leiden gehabt. Gab es auch noch keine politische Freiheit im Sinne unsrer Tage, das Volk vermifste sie nicht, weil dies unbekanntes Ding innerhalb der Grenzen Deutschlands oder richtiger des aus den Fugen gegangenen heiligen römischen Reiches deutscher Nation nirgends zu finden war.

Der Befreiungskrieg, an welchem Sachsen sich nur in sehr geringem Grade und zwar erst nach der Leipziger Schlacht beteiligen konnte, ward in seinem Ausgange für das Land selbst verhängnisvoll; die Teilung des Landes, welche über die Hälfte desselben zu Preußen schlug, verletzte die Bevölkerung tiefer, als der jetzt lebenden Generation vielleicht verständlich ist. Die Wunde, die man dadurch dem sächsischen Volke schlug, schmerzte geraume Zeit tief und ist erst später und zwar langsam genug vernarbt.

Des großen Verlustes, den Sachsen getroffen, ganz bewußt wurde sich dessen Bevölkerung erst seit der Rückkehr seines gefangnen Königs in sein altes Stammland, und der Einzug desselben in seine Hauptstadt Dresden war für alle Sachsen ein Ereignis, an das sich sehr gemischte Empfindungen knüpften. Die Verfinnlichung desselben durch eine Abbildung der Festlichkeit beim Empfange des Königs vor dem Thore der Residenz sprach zu aller Herzen, und wenn man wünschte, das Ereignis selbst dem Bewohner auch der ärmsten Hütte des Landes zugänglich und verständlich zu machen, so war der „Königlich Sächsische privilegierte Pirnaische Kalender“ allerdings der geeignetste Platz, um dasselbe durch Wort und Bild zu illustriren. Denn dieser Kalender kam in jedermanns Hände und war für Kleinbürger und Bauer größtenteils der damalige Urquell seines Wissens, sofern es sich auf profane Dinge bezog.

Meinem um zwei Jahre ältern Bruder und mir gab die Unterschrift des erwähnten Bildes viel zu denken. Da wir uns das darin enthaltene Rätsel nicht selbst lösen konnten, so nahmen wir unsre Zuflucht zum Vater. Weshalb war der König, unser König, welcher den Beinamen „der Gerechte“ führte, in Gefangenschaft geraten? Gerechte, d. h. gute, tugendhafte Menschen, welche andern als Vorbilder dienen, setzt man nicht gefangen. Thut man's dennoch, so begeht man ein Unrecht, einen Frevel, eine Sünde. Das war der Gedankengang, aus dem wir keinen Ausgang fanden. Wer anders hätte uns in dieser Lage aus der Not helfen können als der Vater? Er war ja ein gelehrter Mann, Magister liberalium artium und obendrein noch Pastor, der allsonn-

täglich und gar häufig auch in der Woche von der Kanzel herab lehrte. Wenn einer, so mußte der Vater es wissen, was den gerechten König in Gefangenschaft gebracht hatte.

Die Antwort auf unsere Frage blieb uns der Vater nicht schuldig. Sie lautete kurz und enthielt nur so viel Thatsächliches, als Kindern in so frühen Jahren zu wissen ersprießlich war. Wir begnügten uns damit, nahmen aber doch Anstoß an der Teilung unsers speziellen Vaterlandes, das als solches doch nichts mit der persönlichen Anhänglichkeit des armen, beklagenswerten Königs an den Kaiser Napoleon zu thun hatte, der nun in weiter, weiter Ferne auf öder Insel im Ozean sein verlorenes Glück, seine verschwundene Herrlichkeit beklagen konnte. Wir fanden, dieser wunderbare, geheimnisvolle Mann, den man in den Tagen seines Unglücks durch allerhand Karikaturen ebenso arg verhöhnte, als man zur Zeit seiner Macht ihm blind gehuldigt und ihn demütig, ja knechtisch gefeiert und verherrlicht hatte, sei viel übler daran als unser guter König. Diesem war doch wenigstens das halbe Land geblieben, und er saß wieder stolz und geliebt von seinen treuen Unterthanen auf dem Throne. Es war sehr natürlich, daß wir uns sehr freuten, mit zu diesen getreuen Unterthanen zu gehören. Manche nahe Verwandten von uns, ein Stiefbruder des Vaters, der in Lauban lebte, und andre Bettern in Görlitz konnten sich dieses Glückes nicht rühmen. Sie waren, ohne es zu wollen, Preußen — Neupreußen — geworden und mußten sich in die neuen Verhältnisse schicken und einleben, so gut es gehen wollte.

Politische Fragen wurden zur Zeit meiner Jugend in den Familien, die uns befreundet waren, nur äußerst selten besprochen. Es waren das Dinge, über die man sich ein selbständiges Urteil nicht zutraute. Man überließ das denen, die es anging, die von Amtswegen damit zu thun hatten, also den Herren von der Regierung und in unsrer unmittelbaren Nähe dem hochweisen Räte der Stadt Zittau. Wie dieser gewisse Angelegenheiten betrachtete, blieb uns selten lange verborgen, denn der älteste Bruder der Mutter bekleidete als Syndikus eine hohe Stellung im Räte und stand als Studiengenosse des Vaters in fortwährender Verbindung mit diesem. Bei gelegentlichen Besuchen dieses einflußreichen, stets wohlunterrichteten Onkels in unserm Hause kam es gewöhnlich zwischen den Jugendfreunden und damaligen Schwägern zu vertraulichen Mitteilungen. Wir Brüder, auf deren harmlose Spiele man nicht achtete, hörten diesen Gesprächen oft mit größerer Aufmerksamkeit zu, als Vater und Onkel ahnen mochten, und legten uns das, was uns interessirte und insoweit wir es verstanden, nach unsrer Weise zurecht.

Es mag dahingestellt bleiben, ob die Teilung Sachsens durch den Wiener Kongreß ein Akt politischer Klugheit war. Preußen, das unter der Herrschaft Napoleons so schwer gelitten, das so ungeheure Opfer gebracht hatte und dessen zäher Ausdauer alle deutschen Stämme die endliche Vertreibung der fremden

Eroberer vorzugsweise zu danken hatten, sollte nach Beendigung des Krieges für diese Opfer entschädigt werden. Der ganzen Sachlage nach konnte dies nur auf Kosten Sachsens geschehen, dessen Souverän aus mißverstandenen Gerechtigkeitsgefühl bis zum letzten Augenblicke seinem mächtigen Verbündeten treu geblieben war. Diese Anhänglichkeit des Königs Friedrich August an den französischen Kaiser hatten wohl die Einsichtigeren bedauert, aber sie hatten nicht vermutet, daß die Strafe dafür eine so herbe sein werde. In dieser Härte erblickten auch ruhig urteilende eine dem Lande und Volke zugefügte Ungerechtigkeit, während man Preußen der Vändergier bezichtigte.

Äußerungen des erwähnten Dufels ließen uns annehmen, daß er mit seinen Gefühlen ganz und gar eingefleischter Sachse sei; der Vater widersprach nicht, obwohl er mit seiner eignen Ansicht zurückhielt, und so glaubten wir Kinder in vollem Rechte zu sein, wenn wir in den Preußen unsre Feinde erblickten. Bald sollten wir gewahr werden, daß die Stimmung des Volkes eine ganz ähnliche sei, nur machte sie sich bei diesem durch sehr herbe Worte bemerkbarer. Die Landleute machten in ihren Gesprächen, die sich gewöhnlich um den erlittenen Landverlust drehten, gar kein Hehl aus ihrer Abneigung gegen Preußen, ja die Worte: „Preußen hat uns das Land gestohlen“ waren allgemeyn gäng und gebe. Es machte sich darin der Unmut Luft, welcher seit der Teilung Sachsens die Bevölkerung ergriffen hatte. Dieser Unmut war gerade in der südlichsten Ecke der Oberlausitz deshalb besonders stark und tief, weil die politische Trennung auch tief in die Familienverhältnisse zahlreicher Landesbewohner eingriff. Die neue Grenze war nur wenige Stunden von uns entfernt und berührte fast das Zittauische Gebiet. Es wohnten in dem an Preußen gefallenen Teile der Oberlausitz nahe Verwandte einer großen Menge von Familien, die ihrem Stamme nach in dem sächsischen Anteile ansässig waren. Da nun besonders im Anfange die Grenzkontrolle sehr streng und meistens von Personen gehandhabt wurde, die sich an der scharfen Aussprache schon als echte Altpreußen verrieten, so gab es bei der im Volke einmal vorherrschenden Stimmung allerhand Mörgeleien und endlose Verdrießlichkeiten beim Überschreiten der Grenze. Es war zu verwundern, das es nicht bisweilen zu offenen Thätlichkeiten kam; außer kleinen Reibereien, die indeß gütlich wieder beigelegt wurden, sind meines Wissens ernstliche Unruhen nirgends vorgefallen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die stark und laut an den Tag gelegte Abneigung der Erwachsenen ansteckend auf das junge, heranwachsende Geschlecht wirkte. Die Knaben besonders waren samt und sonders große Preußenhasser und mußten diesen Haß auf irgend eine Weise kundgeben und austoben. Zunächst machte sich derselbe Luft in Reimen, zu denen die preussischen und sächsischen Farben den Stoff hergeben mußten. Diese Reime waren mehr als derb und lassen sich nicht wiedergeben; Schaden gestiftet haben sie nicht. Der Spottvers allein aber, der auf die preussischen Farben gemünzt war, genügte

dem knabenhaften Übermute noch nicht, die Preußen sollten fühlen, daß das verkleinerte Sachsen dem immer größer und stärker werdenden Staate Friedrichs des Großen sehr böse war.

Was konnte einer Schar unvernünftiger kleiner Bengel beim Spiel im Freien erwünschter sein als eine lustige Kauferei? Zu solcher Kauferei gab der Haß auf Preußen die schönste Gelegenheit, die ausgiebig benutzt wurde. Die kampffähigen Knaben — und für kampffähig wurde alles erklärt, was die Fäuste brauchen und einen Stecken schwingen konnte — teilten sich in zwei der Zahl nach gleiche Parteien. Eine derselben stellte die preußische, die andre die sächsische Macht vor, und so rückten sie mit Stecken und Schwuppen bewaffnet unter wildem Geschrei gegen einander. Die Erbitterung gegen Preußen in den kleinen Herzen der eifrigen Krieger sorgte dafür, daß man sich gegenseitig wenig schonte, sondern mit Herzenslust einander durchbläute. Die politisch sehr weise Einrichtung, welche mit Genehmigung aller Teilhaber an diesem Kriegsspiel getroffen wurde, daß nämlich die schwächeren und kleineren Knaben regelmäßig die Preußen, die größeren und stärkeren dagegen die Sachsen vorstellten, hatte einen doppelten Nutzen. Wer vermöge seiner Kleinheit oder noch sehr wenig entwickelter Körperkraft zu den Preußen kommandirt ward, ergrimnte schon vor Beginn des Spiels innerlich und geriet dadurch in nachhaltige Kampflust. Zugleich aber war damit auch der Ausgang der Schlacht bereits im voraus gesichert. Die größeren mußten selbstverständlich die kleineren zuletzt besiegen und in die Flucht schlagen, Sachsen also mit Ruhm bedeckt aus dem Kampfe hervorgehen. In der Regel endigte auch wirklich das knabenhafte Kriegsspiel sehr im Widerspruch mit den geschichtlichen Thatsachen in der angedeuteten Weise, immer jedoch erwies sich die kluge Berechnung unsrer Strategen nicht als stichhaltig. Es gab nämlich unter den Preußen, bei denen ich als einer der Jüngsten und Kleinsten meistens auch eingestellt wurde, einige sehr gewandte und völlig rücksichtslose Kerlchen, die sich ungern der Disziplin, dem Kommando unsers Kriegsobersten aber garnicht fügten. Diese Ungeberdigen liebten es, sobald die Schlacht in voller Wut entbrannt war, auf eigne Faust hinterlistige Aus- und Anfälle zu machen, wodurch mancher phlegmatisch kämpfende Sachse ins Stolpern geriet. Solche arge Kniffe verschafften dann den bösen Preußen den Sieg und entschädigten uns Kleine einigermaßen für die abscheulichen Prügel, die wir uns aus Patriotismus von den Sachsen gefallen lassen mußten.

Patriotismus! Ob in meiner Kindheit wohl viele Leute sich klar zu machen suchten, was unter Patriotismus zu verstehen sei? Ich glaube es nicht. Von Deutschland sprachen allerdings so ziemlich alle, wirklich deutsch aber fühlten trotz des Arndtschen Liedes vom deutschen Vaterlande nur sehr wenige. Es gab in jenen längst vergangenen Tagen nur Landsmannschaften: die Menschen waren Preußen, Sachsen, Würtemberger, Hessen, Mecklenburger zc., und dementsprechend kannten sie auch nur einen spezifisch preußischen u. s. w. Patrio-

tismus. Selbst mit diesem konnten sich gewisse Gaue noch nicht vollkommen befreunden, wenigstens hatten die Oberlausitzer neben dem großen sächsischen noch einen ganz aparten Oberlausitzer Patriotismus, auf den sie sich nicht wenig zu Gute thaten.

Heutigen Tages findet dies vielleicht das jüngere Geschlecht unverständlich, es erklärt sich aber sehr leicht durch die damals geteilte Regierung und Verwaltung der bei Sachsen verbliebenen Oberlausitz. Dieses Ländchen mit seinen alten sechs Städten Bautzen, Görlitz, Zittau, Löbau, Kamenz und Lauban bildete das Markgrafentum Oberlausitz, wurde durch einen Landeshauptmann, welcher in Budissin, d. h. Bautzen, residierte, regiert und hielt (wie noch jetzt) in letztgenannter Stadt seine eignen Landtage ab, auf welchen von den Deputirten der Städte das Wohl des Landes in Sitzungen beraten wurde, von deren Verhandlungen nie jemand ein Sterbenswörtchen vernahm. Wo hätte da wohl wahrer deutscher Patriotismus herkommen sollen! Der Sachse war und blieb eben kraft seiner Geburt sein Leben lang nur Sachse, der Baier nur Baier. Dieser scharf ausgeprägte Partikularpatriotismus, der leider bis auf diesen Tag noch nicht verschwunden ist, ja möglicherweise nie ganz ausgetilgt werden wird, machte sich nach den Stürmen von 1848 und 1849 manchmal noch in oft komischer Weise bemerkbar. Mehr als einmal wenigstens habe ich in den spätern fünfziger Jahren bei Gelegenheit politischer Erörterungen, die bereits Mode geworden waren, von einem wohlsituirten alten Hamburger, der am liebsten Plattdeutsch sprach, wenn ihm jemand die Ehre anthat, ihn einen ehrlichen Deutschen zu nennen, die Äußerung hören müssen: „Nee, Herr, ick bün keen Dütscher, ick bün en Hamburger!“

Mich dünkt, es war leichter, das neue deutsche Reich aufzurichten und ihm ein politisches Oberhaupt zu geben, als dieses nun mächtige Kaiserreich auch mit lauter echt deutschen Bewohnern zu bevölkern. Unfre eigensinnige Individualität, die auch der Beste nur widerstrebend aufgibt, ist der schlimmste und am schwersten niederzukämpfende Feind des deutschen Patriotismus.

Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel. Dies Wort Schillers fällt mir jedesmal ein, wenn ich des erbitterten Kriegsspieles der Knabenzeit gedenke. Was war uns Preußen, was der politisch-diplomatische Hader, der Sachsen zu einen machtlosen Staate herabdrückte! Wie das so gekommen war und wie es kaum anders kommen konnte, kümmerte uns ganz und gar nicht. Wir tobten in unserm Spiele, das einzig dazu erfunden ward, die Preußen zu klopfen, nur den verhaltenen Groll der Erwachsenen aus, der die Demütigung Sachsens nicht vergessen konnte und stets mit schelem Auge auf das größer gewordene, ungeliebte Preußen blickte. Seltsamerweise ward unser lärmendes Spiel, bei dem es ohne Schrammen und Beulen nicht abging, von vorübergehenden Erwachsenen nicht gestört. Wir bemerkten vielmehr, daß sie verstoßen lachten, wenn sie erfuhren, um welche Dinge wir mit so großem Eifer kämpften.

Nur der Vater verbot mir und dem Bruder streng, uns hinter den Scheunen der Nachbarhöfe oder auf dem Felde mit andern Knaben herumzutreiben und ungebührlichen Spektakel zu machen, er verwehrte uns aber nicht, die so tief gewurzelte Abneigung gegen Preußen auf der Schiefertafel auszutoben. Hier schlugen wir denn im tiefsten Frieden und ohne Geschrei Tag für Tag unsre Gegner, bis dies wenig amüsante Spiel, dem aller Reiz der Erregung fehlte, uns zu langweilen begann und wir deshalb in sehr kurzer Zeit ganz darauf verzichteten.

Warum ich dieser Knabenspiele gedenke? Weil sie eine treue Spiegelung der Zeitstimmung waren, die lange Jahre im Herzen des Volkes vorhielt. Allerorten beim Spiel der Kinder konnte man dieselbe Beobachtung machen; es war wie eine Krankheit, die epidemisch die gesamte Jugend ergriffen hatte.

Wie kam dies? wird mancher Leser fragen. Die richtige Antwort auf solche Frage kann nur ein Blick auf die politische Zerfahrenheit Deutschlands nach den Befreiungskriegen geben, die von der jetzigen Generation kaum noch verstanden werden dürfte. Sorgfältig gearbeitet an dieser Zerfahrenheit, gründlich vorbereitet hatte sie zumeist die Weisheit der Diplomatie auf dem Wiener Kongreß, welcher die Meisterschöpfung des Bundesstaates zustande brachte, der achtunddreißig oder neununddreißig — man vergißt dergleichen mit der Zeit — einzelne deutsche Vaterländer mit eben so vielen Sonderinteressen, Sonderpolitiken und Farben schuf. Dem deutschen Charakter war diese politische Harlekinsjacke recht auf den Leib zugeschnitten, denn nunmehr hatte jeder Gau, jedes Vaterländchen das volle Recht, sich ganz individuell zu entwickeln und ein recht eigensinnig einseitiges politisches Sonderleben für sich allein zu führen. Weiter entfernt von dem heiß ersehnten Ziele einzelner, aus den verschiedenen deutschen Stämmen ein einiges, großes, mächtiges Volk zu machen, ist unser Vaterland kaum je gewesen, als in der Zeit, wo man es unter den Schutz des hohen deutschen Bundes stellte.

Die Gesamteinrichtung des deutschen Bundes mußte erschlaffend auf das Volk wirken, im besten Falle aber den Partikularismus großziehen. Nur innerhalb des Landes, dem jemand angehörte, dessen Unterthan er war, gab es noch einen schwachen Halt. Jenseits der Grenze, die manchmal keinen Büchenschuß weit entfernt war, hörte politisches Recht, politischer Schutz vollständig auf. Man war dann vogelfrei und konnte, wenn die unerläßliche Legitimation fehlte, eingesteckt oder mittels Schubes über die Grenze geschafft werden.

Einseitige Männer gestanden sich wohl unter einander, daß diese politische Morgenröte, die nach den fürchterlichen Schlachten anbrach, welchen wir die Befreiung des deutschen Vaterlandes verdankten, kein Erwachen zu einem gesunden, kräftigen und frohen Staatsleben sei. Der Gebildete schämte sich der Errungenschaften, welche mit so viel Blut erkauft worden waren, und weil nach dem Dafürhalten der meisten behauptet wurde, durch die Vertreibung der Fremden

habe einzig und allein nur Preußen gewonnen, so wurde just dieses Land, wenigstens in Sachsen, ein Gegenstand der entschiedensten Abneigung.

Es zeugte von wenig politischer Einsicht, daß man diese Abneigung in den Gemüthern der Jugend eher zu nähren als abzuschwächen suchte. Sie wuchs mit uns groß und verstärkte sich bei manchem wohl bis zum thörichtesten Ingrimme, der nur sehr langsam sich in sich selbst verzehrte. Ja ich bin überzeugt, daß gegenwärtig noch genug alte Leute in Sachsen leben, die ihre Abneigung gegen Preußen noch nicht überwunden haben. So tief und fest wurzelt ein Vorurtheil, das früh der Kinderseele eingeimpft wird.

Es hätte durch Schule und Lehrer manches geschehen können zur Aufklärung der Jugend wie des Volkes, allein es geschah gar nichts. Auch beim Geschichtsunterricht in den Schulen wurde der eigliche Punkt der Theilung Sachsens, der uns stets in gelinde Wut versetzte, ohne irgend welche Bemerkung berührt. Freilich waren damals aus Preußen auch keine begehrten Schätze zu holen; es gab dort eher Einrichtungen, die in Sachsen niemand nachgeahmt sehen mochte, und so darf denn wohl die allgemeine politische Trostlosigkeit, welche das ganze Deutschland wie eine finstere Wetterwolke überdeckte, einigermassen als Entschuldigung auch für die politische Kurzsichtigkeit selbst der Gebildeten dienen.

Die erwähnten Kämpfe im Verein mit andern Knaben abgerechnet, kamen wir mit Kindern der Ortseinwohner nur selten in Berührung, was sich aus der Stellung des Vaters zur Gemeinde erklärte. Zwischen der Familie des Predigers und allen andern Einwohnern des Dorfes klappte eine weite und tiefe Kluft, die schwer zu überbrücken war, ohne daß der Abstand zwischen beiden Theilen, die einander nicht beigeordnet, sondern über- und untergeordnet waren, empfunden worden wäre. Dem Bauer, auch dem aufgeweckten, galt vor sechs Jahrzehnten der Prediger, welcher ihm allsonntäglich das Wort Gottes auslegte, als der schlechthin Wissende, weil er auf der hohen Schule gewesen war und dort studirt hatte, und weil er dahin nochmals auf kurze Zeit zurückkehren mußte, um von dem Superintendenten ordinirt zu werden, ehe er als erwählter Prediger sein Amt antreten konnte; darum mußte er an Kenntnissen auch die Begabtesten und Klügsten in der Gemeinde weit überragen. Die Ordination, die damals noch nicht öffentlich war, verlieh dem Pastor eine geheimnißvolle Weihe. Richtig benutzt, konnte die hohe Achtung, welche der Bauer vor der Würde des Priesters hatte, nach vielen Seiten hin Gutes wirken, falsch verstanden und gemißbraucht aber auch faule Früchte zeitigen.

Aber bei aller Trennung, die sonach zwischen dem Prediger und den einzelnen Gemeindegliedern stattfand, fehlten doch keineswegs Vertrauen und offenes Entgegenkommen. Beide steigerten sich zu herzlicher Verehrung, wenn der Prediger statt des eingebildeten, sich über alle andern hoch erhabenen dünkenden Gelehrten den humanen, an allem, was die Gemeinde betraf, aufrichtig teilnehmenden Menschen herauskehrte.

Meinem Vater, dem es weder an Pastoralklugheit noch an Herz und Gemüt fehlte, glückte es, das richtige Maß zu halten und den rechten Ton zu treffen. Er war freundlich gegen jedermann, sprach ebenso eingehend mit dem ärmsten Häusler wie mit dem stolzen Großbauer und wußte bei aller Herablassung doch immer die Würde und den Stand des Pastors zu wahren. So kam es, daß die umfangreiche Gemeinde, die mein Vater volle fünfundvierzig Jahre lang als Prediger leitete, ihm bis zu seinem Tode in vertrauender Liebe zugethan blieb. Wenige Einzelne nur machten davon eine Ausnahme, hüteten sich aber wohl vor jeder Herausforderung, da zu einer solchen vonseiten des Vaters niemals Anlaß gegeben wurde. (Fortsetzung folgt.)



## Literatur.

Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zum Ende des zweiten Kaiserreichs. Von Professor Dr. G. Bornhak, Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung, 1886.

Populäre Darstellungen ohne andern Zweck als den der Popularisirung einer Wissenschaft — bei keinem wirklichen Forscher sonderlich beliebt — pflegen ihm doch auf keinem Gebiete weniger zu behagen als auf dem der Literaturgeschichte. Natürlich; denn es giebt kein Gebiet, das dem allgemeinen Zugange so offen wäre als das seine, keines, das einer außerwissenschaftlichen Behandlung weniger bedürftig wäre, keines, das bei einer unwissenschaftlichen mehr verlöre. Das Publikum ist andrer Ansicht, wie unausgesetzt neue Erscheinungen auf diesem Felde sogar mit wiederholten Auflagen beweisen. Denn dies wissenschaftliche Gebiet ist zugleich eins von denen, die dem Tagesleben zunächst liegen, und dasjenige, dessen Kenntnis bei jedem, der auf „Bildung“ Anspruch macht, zunächst vorausgesetzt wird. Kein Wunder, daß bei den bekannten gesellschaftlichen Eigenheiten der Menschen, möglichst viel scheinen zu wollen oder mit möglichst wenig möglichst viel auszurichten, auch hier der „billige Mann,“ d. h. derjenige, welcher für die geringste Geistesanstrengung das meiste bietet, den größten Zuspruch findet.

Es ist daher stets mit Freuden zu begrüßen, wenn man berufene Hände bei dem schwierigen und wenig dankbaren Werke findet, hier zu vermitteln, den wirklichen Geist der Wissenschaft in eine würdige und dabei allgemein gangbare Form zu bringen. Das vorliegende Werk erweitert rühmlichst den verhältnismäßig kleinen Kreis der hierher zu rechnenden Leistungen. Der Verfasser bietet auf der einen Seite in einem verhältnismäßig nicht zu starken Bände das gewaltige Material seines Themas nebst dem wissenschaftlichen Apparat von Spezialwerken und Monographien in einer bisher auch in Frankreich nicht vorhandenen Vollständigkeit (man könnte dort höchstens das in bedeutend kleinerem Rahmen gehaltene Werk von Demogeol etwa als Seitenstück aufführen), sodaß man hier wohl von einem Ansätze zu dem von deutschen Forschern schmerzlich vermißten „französischen Goedeke“ sprechen kann. Auf der andern Seite liefert er dem stoff- und grundlagebedürftigen Neuling auf eine sehr bequeme Art nicht bloß eine bis ins Einzelne gehende